

KiWi

1608

Das Buch

Der Prozess, der in London im Januar 2000 beginnt, sucht seinesgleichen. Ohne Zeitzeugen, mit erstklassigen Historikern als Gutachtern, steht in gewisser Hinsicht der Holocaust vor Gericht. David Irving, von der amerikanischen Historikerin Deborah Lipstadt »einer der gefährlichsten Holocaust-Leugner« genannt, klagt seine Sicht der Dinge vor Gericht ein. Während er die Existenz der Gaskammern weiterhin bestreitet, fühlt er sich von Lipstadt verleumdet und macht sein Recht auf Meinungsfreiheit geltend. In Großbritannien liegt bei Verleumdungsklagen die Beweislast nicht beim Kläger, sondern beim Beklagten. Die Verteidigung hat daher einige der wichtigsten Holocaust-Experten der Welt aufgeboten, um einerseits Irvings skrupellosen Umgang mit Fakten, andererseits den systematischen Charakter der Ermordung der europäischen Juden durch die Nazis zu beweisen. Eva Menasse hat den Prozess in London über Monate verfolgt. Sie porträtiert Zeugen, Richter und Verteidiger in einem Verfahren, in dem noch einmal pedantisch nachgerechnet wurde, wie viele Menschen auf welche Weise ermordet wurden. Und ihr Interesse gilt David Irving, dem intellektuellen Anstifter eines neuen Rechtsradikalismus und Rassismus. Die Autorin zeigt seine Winkelzüge, seine Argumente und zeichnet darin das Gesicht des Revisionismus. Im April 2000 wurde das Urteil über David Irving gesprochen. Die Urteilschrift umfasst über 300 Seiten. Es ist ein historisches Urteil.

Die Autorin

Eva Menasse, geboren 1970 in Wien, lebt seit 2003 als freie Schriftstellerin in Berlin. Ihr Debütroman »Vienna« sowie ihre folgenden Erzählungen und Essays waren bei Kritik und Lesern ein großer Erfolg. Für ihren Roman »Quasikristalle« wurde sie mit dem Gerty-Spies-Literaturpreis, dem österreichischen Alpha-Literaturpreis sowie dem Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln ausgezeichnet. 2015 war sie Stipendiatin der Villa Massimo in Rom und erhielt für ihr bisheriges Werk den Jonathan-Swift-Preis für Satire und Humor. 2017 erschien ihr Erzählungsband »Tiere für Fortgeschrittene«. Im selben Jahr wurde sie mit dem Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg und mit dem Österreichischen Buchpreis ausgezeichnet.

Eva Menasse

Der Holocaust vor Gericht

Der Prozess
um David Irving

Kiepenheuer & Witsch

Roper: *Du würdest also selbst den Teufel vom Gesetz profitieren lassen!*

Thomas More: *Was sonst kann man tun? Eine breite Schneise durch das Recht schlagen, nur um den Teufel zu kriegen?*

Roper: *Jedes Gesetz in England würd' ich dafür umschneiden!*

Thomas More: *Oh? Und wenn das letzte Gesetz gefallen ist, und der Teufel dreht sich zu dir um – wo würdest du Schutz suchen, Roper, wenn alles Recht ringsum am Boden liegt? Dies Land ist mit Gesetzen dicht bepflanzt. Menschliches Recht, nicht göttliches, erstreckt sich von einer Küste zur andern. Doch wenn du es beschneidest – und gerade du wärst der Mann das zu tun! –, glaubst du, du könntest noch aufrecht stehen in den Stürmen, die dann blasen? Jawohl, ich ließe selbst den Teufel Nutzen ziehen aus dem Gesetz – und das um meiner eigenen Sicherheit willen.*

Robert Bolt, »A Man for all Seasons«

Inhalt

Einleitung	9
David Irving	19
Deborah Lipstadt	43
Irving zieht vor Gericht	57
Der Prozess	73
Auschwitz, Ende März	149
Das Urteil	155
Triumph und Irrtum	163
Anmerkungen	183
Namenverzeichnis	189

Einleitung

Als Deborah Lipstadt zum ersten Mal David Irving begegnete, hat er sie überrumpelt. Es war im November 1994. Sie hatte am DeKalb Community College in Atlanta einen Vortrag über Holocaust-Leugner gehalten und mit den Zuhörern eine Diskussion begonnen. Da sprang in einer hinteren Reihe ein kräftiger Mann auf. Zuerst stellte er sich, wie er später in seinem Tagebuch vermerkte, »mit dröhnender Stimme« vor: Er sei jener David Irving, über den Lipstadt gerade so herabsetzende Bemerkungen gemacht habe. Dann hielt er ein Bündel Zwanzig-Dollar-Noten hoch und rief, er böte eintausend Dollar Finderlohn für ein Dokument aus der Kriegszeit, das die Existenz von Gaskammern beweise. Zusammen mit einem Helfer hatte Irving siebzig Exemplare seiner Göring-Biographie von seinem Winterdomizil Florida nach Georgia geschleppt, die er nun gratis an Lipstadts Studenten verteilen wollte. In seinem Tagebuch beschreibt er den Wendepunkt: »Ich wusste, wenn der erste Student das Buch zurückwies, würde keiner eines nehmen.« Bevor ihn der Sicherheitsdienst der Universität in die Schranken weisen konnte, gelang es ihm, den Studenten noch zuzurufen, sie sollten wenigstens kennen, was sie verurteilten. Und dass er, ganz im Gegensatz zu Frau Lipstadt, zu jeder Diskussion bereit sei.

Vielleicht war das der Grund, warum er Glück hatte: Die Freiheit der Meinungsäußerung gilt in Nordamerika viel. Ein erster Student nahm ein Buch, und dann griffen auch die anderen danach. Er behauptet, dass sich einige nachher sogar Autogramme von ihm geholt hätten: »Süßer Sieg! Rache!«, notierte er abends.

Deborah Lipstadt, Universitätsprofessorin und Autorin eines Standardwerkes zum Thema Holocaust-Leugner¹, weigert sich seit jeher, mit Leugnern wie Irving öffentlich oder privat zu diskutieren. Sie ist der Meinung, dass allein eine solche Debatte diesen Menschen eine Bedeutung beimessen würde, die sie nicht verdienen: jene nämlich, Vertreter der »anderen Seite« zu sein in einer Sache, die erst damit eine zweite Seite bekäme. Alle Injurien ihrer Forschungssubjekte, die Deborah Lipstadt wegen dieser Weigerung etwa als »intellektuelle Faschistin« beschimpften, haben an ihrer Haltung nichts ändern können: Auch von NASA-Experten würde man schließlich nicht verlangen, sich mit unbelehrbaren Anhängern der Erdscheiben-Theorie an einen Tisch zu setzen. Lipstadt berief sich auf Hannah Arendt, wenn sie sagte, »Meinung muss auf Fakten gegründet sein«, andernfalls sei Meinung an sich eine Farce.

Seit Jahren besteht Lipstadts pädagogisches Bestreben darin, diese Position zu verbreiten. Diskutiert nicht und glaubt ihnen nicht, dass es etwas zu diskutieren gibt, sagt sie landauf, landab, sagt sie Studenten an den Universitäten und allen anderen im Fernsehen, sagt sie in den Vereinigten Staaten, in Australien, in Neuseeland: Denn der Holocaust ist eine Tatsache, an der nicht gerüttelt werden kann. Sie hat in den USA, besonders unter den Studenten, große politische Naivität festgestellt, was das Wissen über den Holo-

caust und Holocaust-Leugner betrifft. Gegen diese Naivität kämpft sie seither an. Sie erklärt, was Holocaust-Leugner sind, und sie weiß, wie man mit ihnen umgeht. Wenn sie die Politik des aktiven Ignorierens und offensiven Ausschließens aus jedem öffentlichen Diskurs nicht selbst erfunden hat, dann ist sie zumindest die Meisterin ihrer Verbreitung. Insofern ist ein David Irving, der ihr Seminar mit seinen Büchern stürmt und dort sogar welche loswird, der stimmige Beginn für die Geschichte von Deborah Lipstadt und David Irving. Fünf Jahre später trafen die beiden einander in einem Londoner Gerichtssaal wieder.

Als im Herbst 1999 der Beginn des Verfahrens *Irving vs. Lipstadt* für den folgenden 11. Januar festgesetzt wurde, erwartete die »Jerusalem Post« den »medial meist beachteten Gerichtsfall seit dem Eichmann-Prozess«. In Los Angeles, im Umkreis von Steven Spielbergs Shoah-Foundation, sprachen zur selben Zeit Freunde Deborah Lipstadts aufgeregt davon, dass demnächst in London »der Holocaust vor Gericht gestellt« werde. In Europa wusste man lange Zeit nichts davon. Wenige Tage vor dem 11. Januar erschien im britischen »Guardian« eine trockene Vorankündigung. Als Einschätzung der Angelegenheit griff man beinahe wortgetreu auf die »Jerusalem Post« zurück. Doch in Deutschland und Österreich wurde der Prozess scheinbar erst bemerkt, nachdem er begonnen hatte. Auch dann berichteten die deutschsprachigen Medien nur spärlich, zögernd und sichtlich um Untertreibung bemüht. In den Ländern, die für den Holocaust verantwortlich waren, hat David Irving seit Jahren Einreiseverbot, und das, was er treibt, ist per Gesetz verboten. Damit scheint der Fall erledigt und jede weitere Kenntnisnahme entbehrlich – ganz so, als ob man alles, das

man zu verstehen versuchen könnte, zugleich auch für bedeutend halten müsste.

Dabei war etwas sehr Skurriles geschehen: Irving, der wahlweise als Rechtsradikaler, Antisemit, Holocaust-Leugner und Rassist bezeichnet wird, wovon ihm von allen ein gutes Stück gebührt, war wegen Verleumdung vor Gericht gezogen. Er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt, sah seinen Ruf geschädigt und seinen Erwerb gemindert, weil ihn Deborah Lipstadt in ihrem Buch über Holocaust-Leugner einen solchen genannt hatte. Nun wollte er sich vor Gericht Genugtuung holen, aber nicht, weil er in Wirklichkeit gar kein Holocaust-Leugner sei, sondern, im Gegenteil, *weil er Recht habe*. Als »anerkanntem Wissenschaftler« müsse ihm auf Grundlage seiner Recherchen gestattet sein, entscheidende Aspekte des systematischen Massenmords der Nazis an den Juden abzustreiten, ohne mit dem »verbalen gelben Stern ›Holocaust-Leugner« versehen zu werden. Es ging ihm in diesem Verleumdungsverfahren – das zumindest wollte er glauben machen – um seinen Ruf und seine Reputation als Historiker.

Von Deutschland aus, also aus weiter Entfernung, musste das je nach Temperament entweder lachhaft oder pervers klingen. Man glaubte ja genau zu wissen, was Irving für einer war: Als öffentliche Figur war er seit der Wende höchstens auf Demonstrationen von Rechtsradikalen aufgetreten. Mit seinen Büchern beschäftigte man sich aus diesem Grund längst nicht mehr. Kaum einer erinnert sich noch daran, dass Irvings Bücher bis Mitte der achtziger Jahre von Verlagen wie Rowohlt, Ullstein und Knaus verlegt und seine Artikel in Zeitschriften wie der Kölner »Neuen Illustrierten«, »Quick«, »Stern« und »Spiegel« abgedruckt worden waren.

Je weiter man von etwas weg ist, desto leichter und bequemer fallen die Urteile. Deshalb war es auch möglich, dass am 19. Februar, dem Tag, als in Österreich und in vielen anderen europäischen Ländern öffentlich gegen die neue Wiener Regierung protestiert wurde, in London Transparente vor die österreichische Botschaft getragen wurden, auf denen stand: »Haider = Hitler«. Vor die Wahl gestellt, welcher von den beiden, David Irving oder Jörg Haider, der gefährlichere, bössere Rechtsradikale sei, hätten sowohl die Österreicher wie die Briten eine ganz klare Antwort: Bloß wäre sie nicht dieselbe.

In Großbritannien wie in den Vereinigten Staaten ist man stolz auf die Bedeutung, die das Recht auf freie Meinungsäußerung genießt. Länder, die das Leugnen von Auschwitz oder das Absingen nationalsozialistischer Lieder unter Strafe stellen, betrachtet man von dort aus mit der Nachsicht von demokratisch Erwachsenen wie unreife Jugendliche, für die Schutzbestimmungen gelten müssen. Die auf die Spitze getriebene Liberalität lässt die Demokratie wie einen Pornoladen sein: Wo es nur Erwachsene gibt, gibt es auch keine Tabus. Deshalb wird David Irving in England noch immer und bis zum heutigen Tag als kontroverser Buchautor, durchaus auch als völlig irregegangener Historiker diskutiert. In Deutschland und Österreich ist das für viele sehr schwer nachzuvollziehen – denn damit nimmt man ihn ja scheinbar ernst.

In Österreich wurde für Jörg Haider vor einiger Zeit die Phrase vom »Verfassungsbogen« erfunden, innerhalb oder außerhalb dessen Haiders »Freiheitliche Partei« sich angeblich befindet – je nachdem ist sie dann regierungsfähig oder nicht. Auf England bezogen, wird sich David Irving immer im Bogen des öffentlichen Diskurses befinden, selbst nach

dem Desaster des nun gesprochenen Urteils. Doch bei aller bekannten Unrichtigkeit und Geschmacklosigkeit seiner Thesen werden in Irvings Heimatland seine Verdienste als historischer Rechercheur, als Fachmann für Nazi-Hierarchie und Hitlers Kriegführung nicht unterschlagen. David Irving wird von der englischen Öffentlichkeit vielleicht wie ein verlorener Sohn, dessen man sich schämt, behandelt, aber nicht einfach – und bequem – als »mediokres Monster«² dämonisiert.

David Irvings grimmige Gestalt im dunkelblauen Nadelstreifen fand sich in England auf zahllosen Titelseiten. Auch nach dem Urteil lud man ihn in die meist gesehenen Talkshows ein, und er durfte nun sogar vom Bildschirm herunter Auschwitz-Überlebende zu belehren versuchen, dass ihre Großeltern, Mütter, Väter, Gatten und Kinder »genau wie Anne Frank bedauerlicherweise am Typhus gestorben«, aber bestimmt nicht in Gaskammern umgebracht worden seien. Im Grunde genommen wurde mit *Irving vs. Lipstadt* in Großbritannien genauso umgegangen wie mit jedem anderen spektakulären Gerichtsfall oder quotenträchtigen Sex-, Spionage- oder Politikskandal: Die Boulevardblätter machten mit Irving Schlagzeilen, die Kommentatoren fanden dank Irving Kommentarthemen, die Intellektuellen und die Experten jeder Provenienz trafen sich in Radio- und Fernsehdiskussionsrunden und diskutierten.

Die Publizität, die diesem Mann im Laufe des Prozesses geboten wurde, ist dennoch scharf kritisiert worden. Die Vereinigung britischer Juden schrieb an BBC einen Protestbrief, weil »Radio Four« Irving für eine seiner Sendungen interviewt hatte. Denn auch die schlechteste *publicity* für David Irving ist natürlich zuerst einmal *publicity*. Das

weiß niemand so gut wie er selbst – sein ganzes Geschäft und Einkommen, die Verkaufszahlen seiner Bücher hängen seit vielen Jahren direkt von dem Wind ab, den er macht. Insofern war dieser Prozess für ihn wahrscheinlich die Show seines Lebens. Die Kritiker dieses Mechanismus waren dabei selbst nicht immer so neutral und unbeteiligt, wie sie der Schärfe ihrer Kritik zufolge hätten sein müssen. David Cesarani, Professor für moderne jüdische Geschichte an der Universität von Southampton, attackierte Journalisten dafür, dass sie Irving überhaupt interviewten. Gleichzeitig arbeitete Cesarani an einem Fernseh-»Doku-Drama« mit, in dem Szenen aus dem Gerichtssaal von Schauspielern nachgestellt wurden – natürlich sprach auch ein Irving-Darsteller original Irving-Sätze.

In Deutschland gab es nichts dergleichen. Es war ganz so, als ob jede Erwähnung David Irvings bereits seine rechtsradikalen Anhänger, die er ja auch in Deutschland hat, in irgendeiner bedrohlichen Weise stimulieren könnte. Man ist mit dem besorgten Vorwurf schnell zur Hand, dass ihm jegliche Berichterstattung »Bedeutung« verleihen würde und seinen widerlichen Thesen Zulauf. Diese Vorhaltungen gehen dabei qualitativ weiter als die Kritik Cesaranis. Während er sich mit Irving als Phänomen, nicht aber als Person beschäftigen will, redet man sich in Deutschland gern ein, dass totales Ignorieren schließlich von selbst zum Verschwinden des Ignorierten führen würde. Es ist wie das Verhalten von Kindern, die noch an Monster glauben. Es ist wie mit den nächtlichen Verwüsterern jüdischer Friedhöfe, die man nie findet, weil keiner sie systematisch sucht. Es ist wie mit dem Berliner Holocaust-Mahnmal, von dem viele Menschen befürchten, dass es, einmal gebaut, doch

bloß ständig geschändet würde. Dabei wäre vielleicht gerade das der Zweck, den ein solches Denkmal zu erfüllen hätte: vorzuführen, was nach wie vor in der Gesellschaft steckt, obwohl sie sich in ihren Sonntags- und Friedensreden so gern davon geheilt sehen will.

Das Problem mit einem wie Irving ist aber: Man kommt nicht um ihn herum. Er stellt sich einem immer in den Weg. Das weiß gerade Deborah Lipstadt seit diesem November im Jahr 1994 am besten. Sie lassen uns eben nicht in Ruhe, sosehr wir das auch wünschen. Diese Leute wählen sich einen Gerichtssaal oder das Brandenburger Tor für ihre Demonstrationen, wenn sie hoffen können, dass dort die Welt sie sieht. Sie halten sich nicht an unsere Spielregeln – nur weil wir sie für eine Auseinandersetzung zu degoutant finden, ist umgekehrt gerade das Gegenteil der Fall: Sie, die sich im Besitz der »Wahrheit« wählen, suchen offensiv die Debatte mit der gegnerischen Mehrheit – nur wo ein öffentlicher Kampf, da vielleicht Überläufer. Deborah Lipstadt ist das erste Opfer ihrer eigenen Fehlannahme geworden: dass wir nämlich Holocaust-Leugnern wie David Irving Grenzen setzen können, was die Diskussion mit ihnen betrifft. In ihrem Buch widmet sich Deborah Lipstadt ausführlich der Frage, wie man sich ihnen gegenüber verhalten soll: Sich etwa nie mit ihnen in direkte Konfrontation begeben, keinesfalls mit einem von ihnen in derselben Fernsehshow auftreten, wobei ein extra aufgenommenes Statement natürlich erlaubt und wünschenswert ist, obwohl sich kaum verhindern lässt, dass skrupellose Fernsehstationen es später einem im Studio sitzenden Leugner vorspielen, womit erst recht wieder eine Art Debatte suggeriert wäre. Diese feinen Unterscheidungen, die als Richtlinien wohl ihren Wert haben, im Grunde aber selbst-

verständlich sind, waren in dem Moment ad absurdum geführt, als sich Frau Lipstadt mit David Irving für acht Wochen im selben Gerichtssaal wiederfand.

Manche behaupten, dass es zu diesem Prozess und seinen Folgen nie gekommen wäre, hätte Deborah Lipstadt ihr Buch nicht geschrieben – ein Vorwurf, der sie selbst am meisten schmerzen dürfte. Doch ist er falsch. Dieser Prozess hat einzig und allein aufgrund der englischen Verleumdungsgesetze stattgefunden, die, für Rechtsstaaten einzigartig, die Beweislast vom Kläger auf den Beklagten umwälzen. Und der von David Irving aufgrund dieses Buches angezettelte Gerichtsfall hatte schließlich einige überraschende und erhellende Aspekte – niemals zuvor hatte man Gelegenheit gehabt, das geklitterte Geschichtsbild der Leugner und seine raffinierte Fabrikation so detailliert kennen zu lernen.

Holocaust-Leugner haben keine besondere Bedeutung für unsere Gesellschaft. Sie sind nicht besonders viele, sie sind nur besonders unappetitlich. Sie sind, wie Robert Jan van Pelt, der gegen Irving als Zeuge auftrat, sagt, »das Falschgeld, der schmutzige Anteil der Demokratie«. Ob man sich mit ihnen beschäftigen, ob man über sie schreiben soll, ist eine legitime Frage, die man sich immer wieder stellen muss. Ein Grund dafür könnte sein: Gerade totgeschwiegen rufen sie mehr Unruhe und Unbehagen hervor, als ihnen eigentlich zukommen. Das soll nicht heißen, dass sie ganz ungefährlich sind. Doch um sie nicht übertrieben fürchten zu müssen, muss man sie kennen. Das wäre, nach seinem erwähnten Zwischenruf im DeKalb Community College, ja scheinbar ganz im Sinne David Irvings – wenn dieser bloß je meinen würde, was er sagt.

David Irving

Wer nachmittags in die Duke Street 81 kommt, dem kann es passieren, dass er, noch bevor er David Irving persönlich kennen lernt, es mit dessen sechsjähriger Tochter zu tun kriegt. Sie öffnet die Tür in einem bodenlangen, rosa schimmernden Prinzessinnenkleid, in dem sie bestimmt nicht zur Schule geht, legt den Finger an die Lippen und erklärt dann mit einer Stimme, die nicht zur Widerrede einlädt, dass Daddy noch ein Fernsehinterview gibt und man deshalb mit ihr hier im Korridor warten soll. Um die Zeit zu vertreiben, schlägt sie vor, aus ihrem »Disney and me«-Heft vorzulesen. Weil sie es nicht bei einer kleinen Leseprobe belässt, sondern ungerührt Seite um Seite vorträgt, hört man ihr nach ein paar Minuten schon nicht mehr aufmerksam zu. Man beginnt, sich halblaut mit seinem Kollegen zu unterhalten und die Bücherkartons zu mustern, die entlang des schmalen Korridors bis auf Hüfthöhe gestapelt sind. Obenauf liegen einige lose Bücher und verraten, was sich im Rest der Kisten verbirgt. Es sind die Werke des Hausherrn, verlegt in seinem eigenen Verlag »Focal Point«: »Goebbels – Mastermind of the Third Reich« zum Beispiel, in exquisiter Ausstattung und mit vielen Bildern. Von den Buchumschlägen schaut einem Joseph Goebbels direkt ins Gesicht. Jemand will ihm von der Seite

Papiere reichen, doch er beachtet das nicht. Mit einem Blick von unten nach oben, zwischen vorwurfsvoll und drohend, sitzt er steif in seinem Stuhl, die Hände beinahe an die Lehnen geklammert, und starrt aus diesem Buch heraus. Zwischen all den Büchern sitzt das hübsche Kind Jessica auf einer Kiste, bloßfüßig, das Disney-Heft im Schoß und sieht plötzlich auf. »Und jetzt«, kündigt es lächelnd an, »werde ich euch dazu Fragen stellen.« Natürlich haben wir keine einzige davon beantworten können, weil uns völlig entgangen war, worum es in der Geschichte ging.

Advocatus Diaboli

Im Jahr 1944 war David Irving sechs Jahre alt. Journalisten erzählt er manchmal die Geschichte, wie er damals am Strand von Southsea stand und die englische Invasionsflotte auslaufen sah. »Die meisten davon werden nicht zurückkommen«, sagte seine Mutter zu ihm. Ihr Mann, Irvings Vater, war zu dieser Zeit selbst als Marineoffizier im Krieg. Er hatte bereits im Ersten Weltkrieg gedient und sollte auch den Zweiten überleben. Doch zu seiner Frau und den vier Kindern, von denen Irving und sein Zwillingsbruder Nicholas die jüngsten sind, kehrte der Vater nicht mehr zurück. Eigenen Aussagen zufolge hat Irving seinen Vater erst in dessen letzten beiden Lebensjahren ein bisschen kennen gelernt.

David Irving hat zwei Lieblingsausdrücke, die er ohne Rücksicht darauf benutzt, wie ermüdend oft seine Gesprächspartner sie schon von ihm gehört haben. Der eine ist deutlich seemännisch inspiriert. »Ich werde das Kriegs-

schiff Auschwitz zum Sinken bringen«, sagt er gern, und er versichert es seinen begeisterten Anhängern bei jeder Gelegenheit: »Es wird nicht mehr lange dauern, und das Kriegsschiff Auschwitz wird für immer untergegangen sein.«

Schon von Jugend an hatte er ein Faible für das Plakative. Er war ein Unruhestifter. In der Schule sei er regelmäßig verprügelt worden: »Die letzten Hiebe kriegte ich, als ich eine zwölf Fuß große Hammer-und-Sichel-Flagge über den Haupteingang der Schule hängte – sie mussten die Feuerwehr holen, um die Fahne wieder runterzuholen!«³ Am College sorgte er für Schlagzeilen in der Studentenzeitung, als er behauptete, 17 Prozent der Londoner Studenten seien Linksextremisten oder gar Kommunisten: »Die Zahl habe ich mir ausgedacht – ich nahm einfach eine Primzahl.« Der Sohn der allein erziehenden Mutter, der in beschränktesten Verhältnissen aufgewachsen war, verlor sein einjähriges College-Stipendium schließlich, als er durch ein Mathematik-Examen fiel. Der Prüfer, behauptet er heute, sei ein »wohl bekannter Kommunist« gewesen.

Von der Royal Air Force wurde Irving aus medizinischen Gründen abgelehnt. Er bewarb sich in Deutschland bei Krupp um eine Lehrstelle, er bekam eine beim damaligen Konkurrenten Thyssen. So ging er 1960 im Alter von zweiundzwanzig als Stahl-Hilfsarbeiter nach Deutschland, weil er, wie er in einem Lebenslauf schrieb, »buchstäblich ganz unten anfangen wollte, um nach ganz oben zu kommen«.

Sein ältester Bruder John dagegen hat all das Traditionelle erreicht und beendet, was David bloß versucht oder angefangen hat: John diente 23 Jahre lang in der königlichen Luftwaffe und erlangte als Ingenieur einen Doktor-

titel. David Irvings zweiter Lieblingsausdruck, meistens bezogen auf Wissenschaftler, lautet: »I want to see egg on their faces.« Er gab diesen Satz sogar einmal als Antwort, als ich ihn fragte, warum er sich ausgerechnet den Holocaust, dieses heikle und mit so vielen Emotionen besetzte Gebiet der Geschichtsforschung, für seine »Revisionen« ausgesucht habe: Das sehe doch allzu sehr nach Absicht, nach dem Wunsch nach größtmöglichem Tabubruch aus. Er hat es bloß indirekt bestätigt: »Ich liebe es eben, Ei auf den Gesichtern der Historiker zu sehen«, sagte er, bevor er überraschend zu singen begann. »Kennen Sie dieses Lied?« fragte er noch, bevor er mit tiefer Stimme loslegte: »Anything you can do I can do better.«

Für Feinschmecker serviert Irving den Ei-Satz übrigens noch in einer Steigerung. Auf einer Veranstaltung in Toronto forderte er seine Anhänger auf: »Stellt euch das Omelett auf ihren Gesichtern vor, wenn es uns gelingt, die Sechs-Millionen-Lüge offen zu legen!«

Doch ein paar Zitate und biographische Details geben noch keine Erklärungen. Er ist natürlich nicht einfach deshalb, inzwischen amtlich bestätigt, ein rechtsradikaler Faktenmanipulierer, ein Antisemit und Rassist, weil er ohne Vater aufwuchs und keinen Studienabschluss hat. Das trifft auf hunderttausende andere auch zu. Es ist viel komplizierter. Wie Guttenplan schrieb, kann Irving wie »die Ausgeburt der Vernunft wirken«. Er kann charmant sein und zuvorkommend, doch zwischen einem freundlichen Kompliment und einer aggressiven Attacke liegen manchmal nur Sekunden. Er ist zeitweise voll »grenzenloser Wut, die sich plötzlich entfalten kann«, wie der Soziologe Hajo Funke sagte, der im Prozess als Gutachter gegen Irving aussagte. Sein Umgang mit Frauen ist in jeder Hinsicht ex-

trem. Während er gern misogyny Witzchen der Art reißt, dass »Frauen geistiger Kaugummi«⁴ seien oder zumindest »10 Prozent weniger Hirn und noch nie eine Symphonie komponiert«⁵ hätten, gefällt er sich im direkten Umgang als Charmeur, zumindest solange er hofft, die jeweilige Frau von sich überzeugen zu können. Sätze wie »Sie sind eine so schöne Frau, warum hassen Sie mich so?« sind eine besondere Irvingsche Spezialität. Dass er sich in seinen Tagebüchern über die Forderung nach gleichem Lohn für Frauen abfällig äußert, passt ins Bild: Er ist das Gegenteil eines Gleichbehandlers. Frauen, die er einmal als seine Gegner ausgemacht hat, werden auf noch verletzendere Art verächtlich gemacht als Männer.

Als der Prozess *Irving vs. Lipstadt* zu Ende war, schrieb der alte englische Militärhistoriker John Keegan einen Kommentar, der über die Grenzen Großbritanniens hinaus für Widerspruch und Empörung sorgte. Ein zentraler Satz dieses Artikels, der als Rehabilitierung Irvings gedacht war, lautete: »In Wirklichkeit gibt es zwei Irvings«⁶. Auch die »Zeit« behauptete eine »Doppelstrategie« Irvings, der »bald als akribischer Forscher, bald als Volkstribun der extremen Rechten«⁷ aufträte. Doch ob Person oder nur Strategie: Vieles wäre einfacher, wenn es bloß zwei Irvings wären, mit denen man es zu tun hat.

David Irving, mit all seinen abstoßenden Seiten, ist eine hoch komplexe Figur – gemessen an dem banalen Dienst, den er als legitimierender »Historiker« für die internationale rechtsextreme Szene erfüllt, und gemessen an den banalen, brutalen Charakteren, die ihm zujubeln. Er ist so schwer zu fassen, dass die missglückte Formulierung eines Journalisten beinahe wieder genial war: Irving habe sich im

Laufe des Prozesses als »chamäleonartige Figur entpuppt«⁸. Seine Intelligenz, seine Talente, ja sogar seine Manieren machen einen Großteil des Interesses und der Faszination aus – und nicht allein der Skandal, dass er die Gaskammern leugnet. An dem scheinbaren Widerspruch geradezu verzweifelnd, schrieb ein englischer Journalist: »In den Augen der meisten anderen Männer hat er alles: Groß und distinguiert, genoss er eine gute Ausbildung und ist intelligent. Frauen waren nie ein Problem.«⁹ So leicht, soll das heißen, könnte er »einer von uns« sein. Denn wer würde sich je mit dem rabiatischen deutsch-kanadischen Schreihals Ernst Zündel – von dem noch die Rede sein wird – oder mit den gestiefelten Glatzen Ostdeutschlands wirklich persönlich beschäftigen wollen? Die fehlgeleitete Vernunft, das vergeudete Talent – das ist es, was an Irving herausfordert.

So könnte man zum letzten Mal den Vergleich mit Eichmann und seinem Prozess bemühen, bloß um zuzusehen, wie er davonhinkt: Hannah Arendt hat die »Banalität des Bösen« sprichwörtlich gemacht, den Kadavergehorsam, der einen subordinaten Kleinbürger wie geschmiert zum Schreibtischtäter mit Millionen Opfern werden ließ. Jahrzehnte später tritt David Irving auf: Als *Advocatus Diaboli* dieser Täter. Wie es sich für einen begabten Anwalt gehört, verkleinert er das Verbrechen und behauptet die Unkenntnis des Drahtziehers. Fasziniert von den Nazis und überzeugt von der eigenen Berufung, für etwas Historisches bestimmt zu sein, verteidigt Irving persönlich Adolf Hitler. Entschlossen nimmt er ihn in Schutz, und seine stupende Kenntnis der Geschichte und der Dokumente lässt ihn zu den erstaunlichsten und infamsten Ergebnissen kommen. Umstritten ist, wie banal etwa Eichmann wirklich war. David Irving, der Anwalt des Bösen ist es nicht. Er wurde

auch nicht vor Gericht gestellt, sondern er selbst ist vor Gericht gezogen. Und deshalb wurde er am Ende auch nicht gehenkt, höchstens im übertragenen, finanziellen Sinn. Alles war viel zahmer, viel demokratischer: Es wurde ihm bloß nicht Recht gegeben.

Der Historiker

Seit Jahrzehnten wird Irvings Arbeit von historischen Kapazitäten im anglo-amerikanischen Raum gepriesen. Selbstredend macht er davon Gebrauch für die Eigenwerbung. Hugh Trevor Roper – der auch Unfreundlicheres äußerte – lobte zumindest seinen »unermüdlichen Forscherfleiß«. John Keegan, den Irving zwang, »sub poena« vor Gericht auszusagen, hat wiederholt gesagt, dass »Irving wahrscheinlich mehr als jeder andere lebende Mensch über die deutsche Seite der Kriegführung weiß«. Donald Cameron Watt, jahrzehntelang Professor an der London School of Economics und ein weiterer »sub poena«-Zeuge Irvings, sagte dem Richter, er sei »zutiefst beeindruckt« von Irvings Wissen auf seinem Gebiet, wenngleich er ihn nicht »zur Top-Spitzengruppe« der Militärgeschichtler zählen wolle. Der britische Publizist Christopher Hitchens äußerte mit einer Wendung, die inzwischen sprichwörtlich geworden ist, über Irving, er sei nicht nur »ein faschistischer Historiker, sondern ebenso ein großartiger Historiker des Faschismus«. Gordon C. Craig, Professor für deutsche Geschichte an der Universität von Stanford, hält Irvings Beitrag zur Geschichte des Nationalsozialismus, genau wie Keegan, für »unentbehrlich« und sagte: »Ich lerne immer etwas von ihm.« In einer Rezension schrieb Craig: »Wenn wir Irving

mundtot machen, würden wir einen hohen Preis zahlen, bloß um uns von dem Ärger, den er uns macht, zu befreien – es ist eine Tatsache, dass er mehr über den Nationalsozialismus weiß als die meisten professionellen Akademiker auf diesem Gebiet.«¹⁰

Der Umgang mit jemandem wie Irving ist also ganz unterschiedlich. Während es in Deutschland, wenn überhaupt, darum zu gehen scheint, ob man die Existenz eines prononcierten Holocaust-Leugners öffentlich erwähnt, streiten namhafte Historiker in England und den Vereinigten Staaten dafür, die relevanten Teile in Irvings Werk trotz seiner extremistischen Ansichten nicht zu übersehen. Zwar gehört es gerade zu den Lieblingsstrategien Irvings wie der anderer Holocaust-Leugner, sich empört als Opfer böswilliger Zensur darzustellen. Doch das schwächt deshalb noch nicht die Verteidigung von Craig und Co., die gewisse Teile von Irvings Büchern sozusagen vor dem »Misthaufen der Geschichte« gerettet wissen wollen.

Was ist nun das Besondere, das Rühmenswerte am Forscher Irving? Im Prinzip arbeitet er wie ein investigativer Journalist mit einem einzigen Thema: die Nazi-Größen. Das Bild, das er mit Emphase von sich selbst zeichnet, ist das des Materialsammlers ohne Berührungsscheu. Mit leeren Kartons auf dem Rücksitz seines Autos ist er immer wieder in Richtung Deutschland losgefahren, und gefüllt hat er die Kartons zurückgebracht: Tagebücher, private Korrespondenzen, Kalender und Dokumente hat er auf diese Weise eingesehen und ausgewertet und oft genug deren einschlägig informierte Aufbewahrer und Aufbewahrerinnen interviewt. Überall, bei den Witwen und Sekretärinnen, bei den Adjutanten und Vertrauten, sei er der erste gewesen: »Die deutschen Historiker« wären gar nicht auf

die Idee gekommen, nach diesen Dingen zu suchen, die wie ungehobene Schätze in Kellern, Speichern und Schuhkartons geradezu auf ihn gewartet haben. Weil er mit seinem ersten Buch »Der Untergang Dresdens« (1963, deutsch 1964) das Zutrauen der überlebenden Nazis gewonnen hatte, kam er den erstaunlichsten Nazi-Memorabilien auf die Spur. Er besuchte im Auftrag der Illustrierten »Quick« einen Sammler in Albuquerque, der Teile von Eva Brauns Tagebuch besitzen sollte, ihm wurde eine »Schatzkarte« vorgespielt, mit deren Hilfe er 1969, mitten im Kalten Krieg, in der DDR nach Goebbels' vergrabenen Tagebüchern suchen durfte, er behauptet, in Chicago 200 Liebesbriefe Himmlers an dessen Geliebte eingesehen zu haben. Und er interviewte in Wien die ehemalige tschechische Schauspielerinnen Lida Baarova, die Goebbels' Geliebte war. Im Lauf der Jahre sammelte er so Tonnen von Material, das er schließlich unter dem Namen »Sammlung Irving« dem Institut für Zeitgeschichte in München zur Verfügung gestellt hat. Die Tatsache, dass er nun zu seinem eigenen Material keinen Zugang mehr erhält, weil er gar nicht einreisen darf, empört ihn zutiefst.

David Irving ist, das war auch im Gerichtssaal gut zu erkennen, ein wandelndes »Who is Who« des Nazi-Establishments bis herab in die niederen Chargen; Ränge, Titel und Kurzbiographien selbstverständlich inbegriffen. Sein breiter und jederzeit abrufbarer Überblick über Dokumente, Daten und Operationen sucht seinesgleichen. Er ist ein Musterschüler, der die etablierten Historiker damit beeindrucken will, dass er jedes winzige Faktum auswendiger weiß als sie. Doch wenn es zu Bewertungen und Interpretationen kommt, betritt er seinen eigenen braunen Kosmos, er, der »Hitler-Partisan mit Scheuklappen«¹¹.

In seinen spannend geschriebenen Büchern nimmt er – das ist seine Spezialität – vor allem die Perspektive der Nazis ein. In »Hitler's War«, seinem so gerühmten wie verfeimten Hauptwerk, »spricht sogar immer wieder Hitlers innere Stimme zum Leser«, wie Hajo Funke, einer der Gutachter der Verteidigung, sarkastisch bemerkt. Unter den zahlreichen Büchern Irvings ist »Hitler's War« (erstmalig erschienen 1977) exemplarisch für die beiden entgegengesetzten, nur scheinbar unvereinbaren Seiten seines Autors. Es ist einerseits die Krönung seines Versuchs, den Zweiten Weltkrieg aus deutscher Sicht zu beschreiben, und gleichzeitig der Anfang vom Ende seiner Existenz als ernst genommener historischer Autor. »Hitler's War« ist ein Wendepunkt seiner Biographie. John Keegan, der erst kürzlich für seine Verdienste um die Militärgeschichte von der Queen zum Ritter geschlagen worden ist, vertrat auch vor Gericht die Meinung, dass es nur zwei herausragende Werke zur Kriegführung im Zweiten Weltkrieg gäbe: Für die alliierte Seite Chester Wilmotts »Struggle for Europe« von 1952 und für die deutsche »Hitler's War« – »wenn ich einem Anfänger zwei Werke zur Einführung empfehlen müsste, wären es immer noch diese beiden«, sagte der alte, kranke Keegan dem Richter.

»Hitler's War« war 1977 wie das erste Wetterleuchten, das den deutschen Historiker-Streit der achtziger Jahre ankündigte. Das Buch, das lebhaft rezensiert wurde und eine breite Leserschaft erreichte, statuierte zum ersten Mal vehement, dass es keinen expliziten, schriftlichen Befehl Hitlers für die »Endlösung« gab, genauso wenig wie den jemandes anderen. »Er hat damit eigentlich eine sehr nützliche Rolle gespielt«, sagt der historische Autor Robert Harris, »er hat sich auf eine Lücke in der historischen Do-

kumentation konzentriert, die wir seither zu erklären, zu füllen versuchen.«¹²

Doch es war auch dieses Buch, mit dem Irving massiv die These zu vertreten begann, dass der Holocaust hinter Hitlers Rücken von Himmler und Goebbels angezettelt worden sei. Sein Held habe »bis Oktober 1943« nichts davon gewusst – oder noch extremer, einer seiner Aussagen zufolge, die ihm im Gerichtssaal Nr. 73 vorgehalten wurde: »Wahrscheinlich war Hitler der größte Freund, den die Juden im Dritten Reich hatten.« In der zweiten Ausgabe von »Hitler's War« aus dem Jahr 1991 waren stillschweigend alle Hinweise auf den Holocaust getilgt worden. Aus dem »Vernichtungslager Auschwitz« war das »Zwangsarbeitslager Auschwitz« geworden, aus dem hitlerverliebten und -verteidigenden Autor in der Zwischenzeit ein radikaler Holocaust-Leugner. In Irvings eigenen Worten: »Sie werden den Holocaust in keiner einzigen Zeile erwähnt finden, nicht einmal in einer Fußnote. Warum auch? Etwas, das nicht stattgefunden hat, braucht man auch mit keiner Fußnote zu würdigen.«¹³

»Was waren die Gründe für diese erstaunliche Kehrtwendung?« fragte Richard Rampton, der Verteidiger von Deborah Lipstadts Verlag Penguin in seiner Eröffnungsrede am ersten Prozesstag: »Der Hauptgrund lässt sich mit einem Wort sagen: Leuchter.«

Beruf: Rechtsextremist

1988 war David Irving selbst als Zeuge in einem Holocaust-Verfahren aufgetreten. Angeklagt der absichtlichen Verbreitung von falschen Informationen, die geeignet seien,

Antisemitismus und Rassenintoleranz zu schüren, war der Deutschkanadier Ernst Zündel. Die Klage gegen Zündel, ursprünglich angestrengt von einer Holocaust-Überlebenden, der sich in der Folge der Staat Kanada anschloss, hatte zwei Gerichtsprozesse und zahlreiche Berufungen zur Folge. Ernst Zündel ist ein typischer Holocaust-Leugner nach der Art der aggressiven Krakeeler, kein Wolf im Nadelstreifen-Pelz wie Irving: Zündel zu beobachten, ihn sprechen zu hören, erzeugt dieselben Gefühle wie Naturkatastrophen und Seuchen – man muss sich hilflos und wütend damit abfinden. Dabei könnte Zündel eine Karikatur sein, wie er mit seinen Männern, Gestalten wie Baggerfahrer, Gewichtheber oder professionelle Armdrücker, Tag für Tag vor dem Gericht in Toronto aufmarschierte, mit kugelsicheren Westen und Bauarbeiter-Helmen, auf denen provokant »Freedom of Speech« stand. Wie in Errol Morris' ausgezeichnetem Dokumentarfilm »Mr. Death – The Rise and Fall of Fred Leuchter« zu sehen ist, schleppte er einmal sogar ein riesiges Holzkreuz vor das Gerichtsgebäude. Zündel könnte eine Lachnummer sein, wie er, sobald ihm Mikrofone entgegengestreckt werden, mit so schwerem Akzent hineinspricht, dass nicht einmal Hollywood-Filme ihn als »Deutschen« engagieren könnten, ohne sich den Vorwurf absurder Überzeichnung zuzuziehen. Der Höhepunkt der Groteske würde sein, die Titel von Zündels beiden Büchern zu nennen: »The Hitler We Loved and Why« heißt das eine, »UFOs: Nazi Secret Weapons?« das andere. Doch Zündel ist kein Scherz, sondern wahrlich eher eine Naturkatastrophe. Furchterregend ist die Aggression, mit der er seine Parolen von der »Hasspropaganda« in die Kameras schreit, mit der die Juden mit Hilfe der Holocaust-Lüge seit Jahrzehnten Deutschland ausbeuten würden.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2017

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Dieses Buch erschien erstmals 2000 im Siedler Verlag in Berlin.
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Register Matthias Weichelt, Berlin

Umschlaggestaltung Barbara Thoben, Köln

Gesetzt aus der Bembo

Satz Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05182-7